

Georg Heinrich Loskiel

Unter freien Menschen



Begegnung mit Indianern 1789

neu herausgegeben von Herbert Friedrich Witzel

IMPRESSUM

Copyright © 2020 worttransport.de Verlag

Herbert Friedrich Witzel

12051 Berlin Neukölln (Rixdorf).

Beratung und Berichtigungen: Dr. Ulrike Goeschen.

Original:

*„Geschichte der Mission der evangelischen Brüder
unter den Indianern in Nordamerika durch Georg
Heinrich Loskiel“*

Barby, zu finden in den Brüdergemeinen, und in
Leipzig in Commission bey Paul Gotthelf Kummer,

1789.

Dieses Buch enthält den ersten Teil der
Missionsgeschichte.

Der alte Fraktur-Text wurde neu als Datei
eingegeben, behutsam redigiert
und lesefreundlich gestaltet.

Die Rechtschreibung folgt weitestgehend den
klassischen Regeln
(DUDEN 1991 und „Wörterbuch der deutschen
Gegenwartssprache“, Akademie-Verlag Berlin 1978).
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten.

ISBN: 978-3-944324-49-4

Erstes Kapitel

Über die indianischen Völker, die hier beschrieben werden, und über das Land, in dem sie wohnten.

Als die ersten Europäer nach Nordamerika kamen, fanden sie dieses große Land schon von vielen Nationen bewohnt, welche wir zusammenfassend „Indianer“ nennen. Über ihren Ursprung gibt es unter den Gelehrten jede Menge mehr oder weniger wahrscheinliche Mutmaßungen, die ich nicht alle aufzählen will bis auf diese eine: Der englische Forschungsreisende Dr. William Robertson, welcher Nordasien für das Ursprungsland der Indianer hält, irrt sich vielleicht noch am wenigsten.

Ich will hier von zwei indianischen Völkern berichten, nämlich den *Delawaren* und den *Irokesen*, weil ich sie am besten kennengelernt habe während meiner Zeit als Missionar in Pennsylvania.

Die Delawaren teilen sich in drei Stämme. Der erste, der *Unami*-Stamm, ist der vornehmste und gleichsam das Haupt des Delawarenvolkes. Den zweiten Stamm machen die *Wunalachtikos* aus und den dritten die *Monsys*.

Der Name *Delawaren* wurde diesem Volk von Europäern gegeben und entstammt dem Titel des zweiten Gouverneurs der Kolonie Virginia, Sir Thomas West,

Lord De La Warr, und dem nach ihm benannten Fluß Delaware River. 1664 eroberten die Engländer diese Kolonie und fügten sie ihrer bisherigen eigenen Kolonie New York hinzu.

Die Delawaren selbst nennen sich *Lenni Lenape* = „Indianische Männer“; oder auch *Woapanachky* = „Völker, die gegen den Aufgang der Sonne wohnen“, weil sie an der See nach Osten zu gewohnt haben. So werden sie auch von anderen Indianern genannt.

Die *Irokesen* haben ihren Namen von den Franzosen bekommen, jedenfalls taucht er zum ersten Mal auf in deren Schriften als „*Irocois*“. Sie selbst nennen sich *Aquanuschioni* = „Bundesvölker“, um einander immer daran zu erinnern, daß ihre Macht und Sicherheit darin besteht, an ihrem Bund gemeinschaftlich festzuhalten. Die sechs Bundesvölker der Delawaren sind die *Mohawks*, die *Oneider*, die *Onondager*, die *Cajuger*, die *Seneca* und die *Tuscarores*. Letztere wurden erst vor 70 Jahren dem Bund hinzugefügt. Die Engländer sprechen auch von *Six Nations*, wenn sie das Volk der Irokesen meinen.

Es gibt auch noch andere Indianerstämme, aber diese reicht uns jetzt erst mal. Auf den nächsten Seiten bekommen wir einen Eindruck von der Kleidung, die die Indianer — in diesem Fall Irokesen — bei ihren Feierlichkeiten trugen, nachdem sie von den Europäern schon einiges abgeguckt hatten.



GÄ-HAH-NO
A SENECA INDIAN GIRL IN THE COSTUME OF THE IROQUOIS.

Seneca-Frau in Irokesen-Kleidung
(Bild: Lewis Henry Morgan, 1818-1881).



DÄ-AH-DE-A

Seneca-Mann in traditioneller Tracht
(Lewis Henry Morgan, 1818-1881).

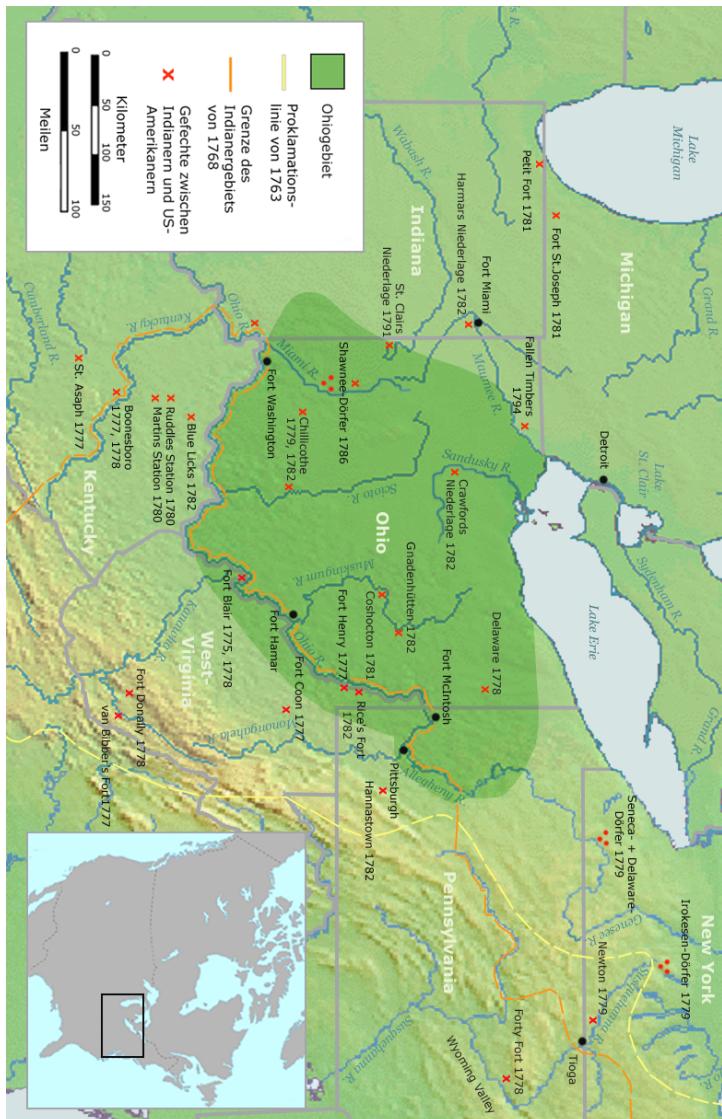


(1850, Fotograf unbekannt.)

Die *Delawaren*-Nation wohnt derzeit (1789) etwa in der Mitte zwischem dem Erie-See und dem Ohio-Fluß. Die *Irokesen* dagegen besitzen die Gegenden hinter Neuyork, Pennsylvania und Maryland, um die großen Seen Erie und Ontario herum, auch noch weiter nach Westen gegen die Ostseite des Mississippi hin, desgleichen weiter herunter nach Süden, gegen die Ohio. Die Mohawks wohnen am meisten ostwärts, sind großenteils unter den weißen Leuten¹ zerstreut und nur gering an Zahl. Nächst bei ihnen befinden sich die Oneider und Tuskarores. Hierauf folgen von Osten nach Westen die Onondager, sodann die Cajuger und endlich die Senneker, welche also am weitesten gegen Westen wohnen.

Die *Mohikaner* sind nahe Nachbarn der Irokesen. Die *Schawanosen* wohnen unterhalb der Delawaren, näher am Ohio. Die *Wyondars* oder *Huronen* befinden sich teils am Westende des Sees Erie um den Fluss Sandusky herum, teils in der Gegend von Fort Detroit, zwischen den Seen Huron und Michigan. Die *Ottawas* und *Putewoatamen* wohnen ebenfalls westlich vom See Erie, jedoch ziemlich weit davon entfernt.

1 So werden die Europäer und deren Abkömmlinge in Amerika gewöhnlich genannt, um sie von den Indianern zu unterscheiden.



Bildquelle: wiki; User: Nikater.

Zweites Kapitel

Körperbau und Gemütsbeschaffenheit der Indianer. Ihre Sprachen, Wissen- schaften und Künste.

Die Delawaren und Irokesen und die mit ihnen verbundenen Nationen sind sich sowohl bezüglich Körperbau als auch Gemütsverfassung sehr ähnlich. Die Männer sind mehrheitlich schlank, von mittelmäßiger Größe, wohlgestaltet und gut gewachsen. Selten sieht man unter ihnen Verwachsene oder Krüppel. Die Frauen sind klein, nicht so wohl gewachsen, und sie sehen etwas plumper aus. Die Haut der Indianer hat eine rötlichbraune, kupferähnliche Färbung, doch gibt es Unterschiede. Einige sind so gelbbraun, daß sie den Mulatten nicht viel nachstehen; andere so hellbraun, daß sie sich von sonnengebräunten Europäern nur durch ihre Augen und Haare unterscheiden. Letztere sind kohlschwarz, stark, lang und grob, beinahe wie Pferdehaar. Im Alter werden sie weiß. Krause Haare sind selten. Es stimmt übrigens nicht, daß die Indianer selbst als Erwachsene nur Haare auf dem Kopf und nirgendwo sonst hätten. Weil sie aber Haare auf ihrem Körper für häßlich halten, so bringen sie es mit viel Mühe dahin, daß fast keine Spur davon an ihnen zu sehen ist.

Ihre Augen sind groß und schwarz, und vorzüglich die Mannsleute haben einen überaus wilden, oft fürchterlichen Blick. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig und

meistens angenehm ausgebildet. Die Wangenknochen stehen etwas hervor; doch bemerkt man dieses mehr bei dem weiblichen als beim männlichen Geschlecht.

Beide aber haben durchgängig schöne weiße Zähne und in gesunden Tagen nur selten einen übelriechenden Atem.

An Leibeskräften haben sie den Südamerikanern und den Bewohnern der Westindischen Inseln einiges voraus. Die Mannsleute machen feste Schritte, sind leicht auf den Beinen und sehr schnelle Läufer, wenn es darauf ankommt. Sie haben einen sehr feinen Geruchssinn und ein ungemein scharfes Gehör und Sehvermögen.

Ihr Gedächtnis ist so stark, daß sie jede Kleinigkeit wiedergeben können, die vor Jahren in ihren Ratsversammlungen vorgekommen ist, und sie wissen auch noch genau, zu welcher Zeit der Rat gehalten wurde, von dem sie sprechen. Ihre Einbildungskraft ist überaus lebhaft und trägt dazu bei, daß sie viele Dinge leicht und geschwind beherrschen. Alles, was zu ihrer Lebensart gehört oder nach ihrer Ansicht zum Vorteil dient, erlernen sie bald durch beständige Übung und außerordentliche Achtsamkeit auf ihre Bedürfnisse, woran sie von Jugend an gewöhnt werden. Das verschafft ihnen manche Vorzüge gegenüber anderen Völkern. Dazu kommt, daß sie für gewöhnlich nur wenige Gegenstände haben, auf die sie ihre ganze Aufmerksamkeit richten, und deshalb sind sie kaum zerstreut. Daß sie von Natur aus mit einem starken Verstand und guter Überlegungs- und Beurteilungskraft geboren werden, zeigt sich bei vielen Gelegenheiten sehr deutlich. Manche von ihnen lassen in Geschäften und im

Umgang mit anderen viel gesunde Vernunft sehen und halten dabei auf Recht und Billigkeit, womit sie beweisen, daß sie die Dinge im rechten Licht sehen. Je mehr Gelegenheit sie bekommen, ihren Verstand anzuwenden, desto mehr wird man gewahr, daß sie reichlich von Gott damit begabt sind.

Wenn auch wenig Kultur unter den Indianern da ist, so zeichnen sie sich doch in ihrem sittlichen Leben dermaßen aus, daß vielleicht kein anderes heidnisches Volk so viel Anschein des Guten und der Tugend hat. Man vergleiche nur ihr Betragen untereinander mit dem Betragen ähnlicher heidnischer Völker, so wird ein Unterschied zum Vorteil der Indianer leicht wahrzunehmen sein.

Nachfolgend einige Bemerkungen unserer Missionare dazu aus ihrem vieljährigen Umgang und der genauen Bekanntschaft mit Indianern, die solches bestätigen.

Im gewöhnlichen Leben und Umgang zeigen sich die Indianer äußerlich durchaus anständig. Sie begegnen sowohl einander als auch Fremden freundlich und bescheiden, aber ohne leere Komplimente. Ihr gesamtes Betragen erscheint allgemein vorsichtig. In wichtigen Fällen pflegen sie jedes Wort und jede Handlung ruhig und ernsthaft vorher zu überlegen und nichts zu über-eilen. Bei näherer Bekanntschaft mit dem Handelnden entdeckt man jedoch bald, daß ihre Vorsichtigkeit aus Mißtrauen entspringt und ihre Gemütsruhe nur zum Schein besteht. Die Kunst, sich zu verstellen, beherrschen sie vollkommen. Hat der Indianer z. B. durch Feuer Hab und Gut verloren, so redet er davon mit einer Gleichgültigkeit, als ob es sich dabei nur um eine

Nebensache handelt. Doch dem weniger Stolzen kann man schon anmerken, daß er sehr betrübt über solche Schicksalsschläge ist.

Im Umgang beider Geschlechter bezeigten sie sich zurückhaltend und anständig. Wenigstens wird öffentlich kaum etwas Geiles, Ungesittetes und Unanständiges bei ihnen wahrzunehmen sein; so daß man nicht leugnen kann, daß sie hierin die meisten Völker weit übertreffen. Aber darum sind sie von der Unzucht nicht frei und selbst unnatürliche Sünden kommen unter ihnen vor.

Sie sind gesellig und freundlich. Gegenseitige Besuche gehören zu ihren Gewohnheiten. Zank, Spott und jede Art von Beleidigung wird dabei sorgfältig vermieden. Niemanden beschämen sie, keinem werden da geradezu Vorwürfe gemacht, selbst einem bekannten Mörder nicht. Die Jagd, die Fischerei und ihre Staatsangelegenheiten machen gewöhnlich den Inhalt ihrer vertraulichen Gespräche aus. Keiner fällt dabei dem anderen in die Rede. Mit Neuigkeiten lassen sie sich gar zu gern unterhalten. Ob sie wahr oder falsch sind, darauf kommt es ihnen dabei nur selten an. Auch deshalb nehmen sie gern Fremde auf, doch fragen sie dieselben erst nach Neuigkeiten aus, wenn sie mit ihnen eine Pfeife Tabak geraucht haben. Fluchen und Schwören kommt bei ihren Gesprächen selten vor. Dafür haben sie im Gegensatz zu anderen Völkern gar keine Redewendungen.

Aus ihrem Betragen läßt sich auf das beste Vertrauen gegeneinander schließen. Ihre Jagdgeräte, ihr Wildpret lassen sie oft mehrere Tage frei liegen. Just nicht, weil

sie sich unbedingt auf die Ehrlichkeit und Treue ihrer Landsleute verlassen — Stehlen ist unter ihnen keine Seltenheit —, sondern weil die Indianer jedes Mißtrauen gegen sie für eine schwere Beleidigung halten. Also wird das geschossene Wild nur vor Raubtieren geschützt.

Standesunterschiede mit all ihren Folgen gibt es bei den Indianern nicht. Sie sind alle gleich vornehm und frei. Nur Vermögen, Alter, Geschicklichkeit, Tapferkeit und Ämter geben unter ihnen Vorzüge. Wer den Oberhäuptern viel *Wampum* verschafft, gilt als vornehmer und reicher Mann. *Wampum* bezeichnet Perlen aus Meeresschnecken und Muscheln.

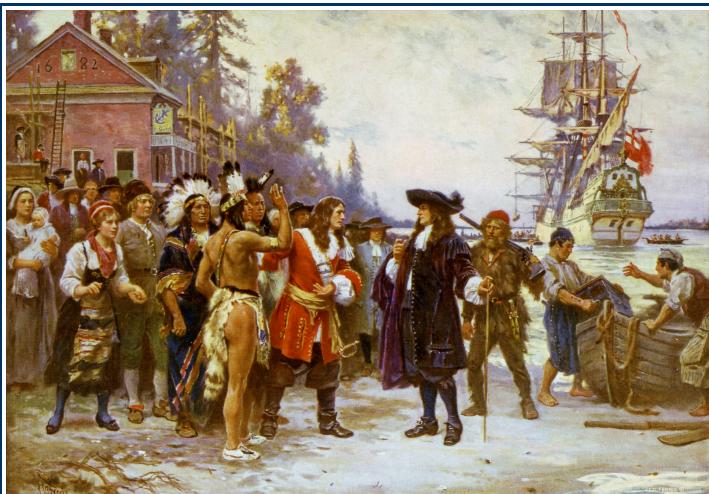


Copyright, 1905, by John D. Morris & Company

THE BELT OF WAMPUM DELIVERED BY THE INDIANS TO WILLIAM PENN AT THE
“GREAT TREATY” UNDER THE ELM TREE AT SHACKAMAXON, IN 1682

Diesen Wampum-Gürtel überreichten die Indianer dem Gründer der Kolonie Pennsylvania, William Penn, im Jahre 1682 beim „Großen Vertrag“ (Great Treaty).

Dem Alter erweisen sie durchgängig große Achtung, weil sie mit dem Begriff des langen Lebens auch den Begriff der Weisheit verbinden. Junge Indianer machen alten Männern die besten Geschenke, um von ihnen Unterricht darin zu bekommen, wie sie genauso alt werden können. Jetzt allerdings hat sich die indianische Jugend auch in dieser Hinsicht sehr verschlechtert.



Die Ankunft William Penns;
Bild: Leon Gerome Ferris (1863-1930).

Ein geschickter Jäger, ein tapferer Anführer der Kriegsleute und ein weiser Häuptling („Chief“) werden hoch geachtet; kein Indianer, so frei er sich auch dünkt, weigert sich, seinem Anführer im Krieg und seinem Chief zu folgen.

Sie lieben die Geschenke, sind aber sehr geneigt, sie als Schuldigkeiten anzusehen. Sie nehmen es besonders übel, wenn man damit anfängt und dann nicht fortfährt.

Die Gastfreiheit der Indianer ist berühmt. Sie erstreckt sich auch auf Fremde, die zu ihnen ihre Zuflucht nehmen. Dies halten sie für eine ihrer heiligsten Pflichten, der sich niemand entziehen darf.

Gegen ihre Feinde dagegen sind sie grausam und unerbittlich, und wenn sie vom Zorn überwältigt werden,

begehen sie Mord und Totschlag. Sie wissen zwar ihre Leidenschaft geschickt zu verbergen und deren Befriedigung auf eine gelegene Zeit zu verschieben. Desto heftiger ist aber dann der Ausbruch. Ihre Rachgier kennt keine Grenzen; und wenn sie sich nicht selbst rächen können, dann fordern sie ihre Brüder und Nachkommen dazu auf. Die längste Zeit ist nicht lang genug, um ihren Haß zu dämpfen, und selbst der fernste Ort bringt ihren Feind vor ihrer Rache nicht in Sicherheit.

Hurerei, Ehebruch, Stehlen, Lügen und Betrügen halten sie für unrecht, für Schandtaten, die sie unterschiedlich bestrafen.

Einem Ehebrecher sucht der Beleidigte Gleisches mit gleichem zu vergelten oder ihn aus der Welt zu schaffen. Die Ehebrecherin wird entweder verstoßen oder sogar ums Leben gebracht.

Ein Dieb muß das Gestohlene ersetzen. Hat er aber selbst nichts oder kann nicht belangt werden, so müssen seine Verwandten für ihn büßen. Bei gewaltsamen Räubereien werden die Künste der Zauberer zu Hilfe genommen, die den Räuber auf eine unerklärbare Weise ins Jenseits schicken.

Mord und Totschlag kommen bei den Indianern sehr häufig vor, seit sie dem Rum so unmäßig ergeben sind. Selten endet eines ihrer Feste ohne Blutvergießen. Die Schuld wird zwar lediglich auf den Rum geschoben: gleichwohl wird auch der Mord aus besoffenem Übermut bestraft. Für eine Mannsperson muß der Mörder 100 Meter Wampum-Schnur und für eine Weibsperson 200 Meter als Buße übergeben. Kann er aber dieses

nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, und seine Verwandten und Freunde können oder wollen ihm nicht dazu behilflich sein, dann bleibt ihm nur noch die Flucht vor dem Bluträcher.

Am wenigsten geschieht dem Mörder eines Blutsverwandten, denn die Familie, welcher allein die Blutrache zukommt, will nicht gern durch strenge Bestrafung gleich zwei Mitglieder verlieren und sich dadurch schwächen. Deshalb versuchen sie die Sache gütlich zu regeln oder gar den Mörder zu rechtfertigen.

Dem Stehlen und Lügen, der Zanksucht, der Verleumdung und der Tratscherei ist sonderlich das weibliche Geschlecht unter den Indianern ergeben.

Ich hatte schon gesagt, daß die Indianer sehr fähig zu allen möglichen Arbeiten sind. Einige, die viel unter weißen Leuten waren, haben z. B. ohne eigentliche Anleitung angefangen zu schmieden und Beile, Äxte und dergleichen sehr gut zu ververtigen. Das ist aber etwas Seltenes. Denn jede mühsame anhaltende Arbeit ist ihnen zuwider. Sie sehen weder durch Erziehung noch aufgrund ihre Bedürfnisse darin einen Sinn.

Aufs Ganze gesehen haben die Indianer sehr gern ihre Ruhe, besonders die Männer. Auf die Jagd, ihre Hauptbeschäftigung, verwenden sie anhaltend nur einige Monate im Jahr. Die übrige Zeit verbringen sie größtenteils mit Müßiggang. Den Frauen fällt aber schon etwas mehr Arbeit zu, denn sie haben die gesamte Hauswirtschaft allein zu besorgen. Nur Hunger und Mangel können den Indianer aus seiner Trägheit reißen und tätig werden lassen.

Dem Indianer liegen Ehre und Wohlstand seiner Nation sehr am Herzen. Denn obgleich weder Macht noch Gesetze die Indianer miteinander verbinden, so sehen sie sich doch als ein Volk an, von dem sie einen hohen Begriff und an ihren Stamm eine außerordentliche Anhänglichkeit haben. Die Unabhängigkeit scheint ihnen ein alles übertreffender Vorzug der Nation und jedes einzelnen Indianers zu sein. Den Europäern gestehen sie gern ihre Vorzüge in gewissen Künsten zu; aber sie verachten diese Künste, weil sie ihnen vom Ergebnis her nicht der damit verbundenen mühsamen Dienstbarkeit wert zu sein scheinen. Die Vorzüge, die sie selbst in der Jagd, der Fischerei und sogar im Bereich der Sittlichkeit und des guten Willens vor den Europäern zu haben glauben, achten sie höher als alle europäische Kultur.

Diese Liebe der Indianer zur Nation bewirkt die größten Taten zum Besten ihres Volkes. Zu dessen Verteidigung scheuen sie keine Gefahr, ertragen die empfindlichsten Schmerzen mit Gelassenheit und gehen sogar dem Tod unerschrocken entgegen. Noch in ihren letzten Lebensaugenblicken behaupten sie zur Ehre ihres Volkes die größte Unempfindlichkeit, rühmen sich gegen ihre Feinde ihrer Beherztheit und trotzen den heftigsten Leiden und Martern mit wildem Stolz.

Sie halten zwar die Europäer für ein begabtes und arbeitsames Volk, aber auch größtenteils für ihre Feinde. Und sie haben nicht die geringste Lust, ihre Lebensart mit der europäischen zu vertauschen. So wenig der Fisch die Lebensart des Vogels annehmen kann und nach Gottes Absicht auch nicht annehmen

soll: Ebenso wenig, sagen sie, würde es passen, wenn die Indianer europäisch leben wollten. Daß sie aber den Europäern nicht gut sind, dazu glauben sie Grund genug zu haben.

„Unser Land“, sagen die Indianer, „haben sie uns zum Teil weggenommen; unsere Jagdreviere haben sie durch ihr Vieh eingeschränkt; und sie haben noch mehr anderes Unheil unter uns gestiftet, besonders durch Einführung des Feuerwassers. Und wahrscheinlich gehen sie mit dem Gedanken um, uns zu vertilgen und unser Land vollends in Besitz zu nehmen.“

Obwohl dieser Widerwille bei den Delawaren durch längeren Umgang mit Europäern etwas gemildert worden ist, haben sie doch im ganzen weder Liebe noch Vertrauen zu ihnen.

Seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1775 bis 1783 heißen alle weißen Amerikaner bei den Indianern „Langmesser“ wegen der Degen, die sie dabei trugen.

Nur die Irokesen leben noch in dem Glauben, daß man sich auf deren Treue bei der Einhaltung öffentlicher Verträge verlassen könne.

Zur Entwicklung des Charakters dieser indianischen Völker werde ich dem Leser später noch die Gründe finden.

Hier noch etwas zur Sprache: Unseren Missionaren ist keine Indianersprache bekannt geworden, die nicht entweder dem Iroekischen oder dem Delawarischen ähnlich ist. Jene beiden Sprachen hingegen unterschei-

den sich voneinander und haben keine Gemeinsamkeiten.

Die drei Stämme der Delawaren sprechen zwar dieselbe Sprache, aber in verschiedenen Mundarten. Für uns hat die Delawarensprache etwas Angenehmes, sie lässt sich sowohl im alltäglichen Umgang als auch bei öffentlichen Vorträgen gut anhören. Besonders die Mundart der Unamis und Wunalachtikos ist ungemein wohlklingend, viel lieblicher und für Deutsche leichter zu lernen als die Mundart der Monsys, die in der Aussprache etwas Rauheres haben und den Mund sehr voll nehmen. Andererseits verhilft die Mundart der Monsys zum besseren Verständnis, weil sie im Gegensatz zu den andern beiden Stämmen keine Silben verschlucken oder ganz weglassen. Ohne Kenntnis der Monsy-Mundart könnten wir viele delawarische Ausdrücke weder buchstabieren noch ihre Bedeutung erkennen.

Die Aussprache des Delawarischen ist gar nicht so schwer, nur das *ch* wird sehr tief aus der Kehle herausgeholt. Auch fehlen ihnen die Buchstaben *f*, *ph* und *r*; weshalb sie dieselben in fremden Namen entweder ganz weglassen oder anders aussprechen. Beispielsweise sagen sie Pilippus statt Philippus, Petelus statt Petrus und Pliscilla statt Priscilla. Sie haben kaum einsilbige Wörter, aber viele mehrsilbige, und die meisten Wörter sind aus mehreren zusammengesetzt.

Die Irokesen haben genauso wie die Delawaren auch nur eine Sprache, aber jede der sechs Nationen ihres Bundes spricht eine besondere Mundart. Trotzdem können sich die Irokesen gegenseitig alle gut verstehen.

Hingegen ist die Sprache der *Cherokees* eine Mischung aus verschiedenen Sprachen, besonders der Schawano-sen, Irokesen und Huronen.

Alle diese Indianer-Sprachen ändern sich aber von Zeit zu Zeit merklich. Die Vermischungen der Stämme untereinander oder mit Europäern trägt das meiste dazu bei. Man kann sich z. B. leicht vorstellen, was für eine gemischte Sprache daraus werden muß, wenn Franzosen mit Indianerinnen in der Ehe leben. Das war in Kanada gar nicht selten und wurde von der französischen Regierung auch begünstigt.

In Dingen ihres alltäglichen Lebens sind die Sprachen der Indianer sehr wortreich. Sie haben für die vorkommenden Verschiedenheiten bei ein und derselben Sache manchmal mehrere Namen. So hat z. B. bei den Delawaren der Bär nicht weniger als 10 Namen, je nach Alter und Geschlecht. Ein zweijähriger Bär heißt anders als ein fünfjähriger usw. Und wenn sie das Fischen mit der Angel ausdrücken wollen, dann gebrauchen sie ein anderes Wort als für das Fischen mit dem Netz, und wieder ein anderes für das Fischen mit dem Stecher.

Die Indianer haben natürlich nur Ausdrücke für die Dinge, von denen sie einen Begriff haben, und deren sind wenige. Sie geben sich auch keine Mühe, bei neuen Kenntnissen ihre Sprache um neue Wörter zu vermehren, sondern behelfen sich in dem Fall lieber mit Bildern oder Umschreibungen. Daher ist der Vortrag ihrer Redner, die diese Armut der Sprache am stärksten empfinden, sehr bildreich, und sie müssen oft noch Körperhaltung, Mimik und Gestik zu Hilfe nehmen, um sich verständlich zu machen.

Sehen die Indianer neue Sachen, so pflegen sie zu sagen: Das sind Dinge, die noch keinen Namen haben. Dann überlegt zuweilen eine ganze Gesellschaft, wie sie etwas Neues, das ihnen merkwürdig ist, nennen wollen.